

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 54 (1971)
Heft: 4

Artikel: In Sachen Kirchenbau
Autor: Morf, Max P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten, Rauben, Morden und Plündern gegenüber Juden und Heiden, d. h. den Anhängern der vorchristlichen antiken Religionsgemeinschaften ganz zu schweigen. Und damit nahm alles erst seinen Anfang. Deschners Autoren, E. H. Poppe für die soeben erwähnte Frühzeit, Klaus Ahlheim für die Epoche von Karl dem Grossen bis zum ersten Kreuzzug und für die Kreuzzüge und Ketzerkriege in Europa, Hans Wollschläger für die Raubfahrten adeliger Schnapphähne Europas und ähnlichen Gesindels nach dem Orient, gemeinhin «Kreuzzüge» benannt, und Wolfgang Beutin für die Neuzeit, warten mit einer Ueberfülle von Material auf, alles mit wissenschaftlicher Präzision belegt und ausgewiesen, vielfach aus kirchlichen Quellen stammend. Da werden scheussliche, im Namen Gottes und zu seiner höheren Ehre begangene Greuelthaten berichtet, Raubgier mengt sich mit perverser Grausamkeit, das Mörderpack der Hitlerschen SS hat nicht schlimmer gehaust. Wenn heute katholische südvietnamesische Soldaten, wie amerikanische Reporter berichten, ihren verwundeten Gegnern vom Vietcong bei lebendigem Leib die Leber herausreissen, so haben die bischöflichen Landsknechte und «Kreuzfahrer» in den Kriegen gegen die Katharer und Albigenser nicht anders gehandelt. Und wenn der nachmalige Kardinal Faulhaber als Feldpropst der Bayerischen Armee im Ersten Weltkrieg erklärte, «das lebenslängliche Bekenntnis zu den Kronrechten Kaiser Wilhelms II., dieser majestätischen Verkörperung soldatischer Edelart, ist Nachfolge Jesu», wenn er im Zweiten Weltkrieg zur Treue und zur Pflichterfüllung gegenüber dem Zuhälter Hitler aufrief oder wenn sich in neuester Zeit der Jesuitenpater Gundlach zum Gebrauch von Atomwaffen bekennt, so zeigt das, dass sich diese Kirche im Laufe der Jahrhunderte nicht geändert hat. Die ganze Kirchengeschichte ist voller Greuel christlicher Krieger, und noch widerlicher als diese sind die öligen Lob- und Segenssprüche, die von Rom, von den Bischofssitzen und Klöstern den mordenden und sengenden Horden gespendet wurden. Sie manifestieren eine Heuchelei, die man kaum zur Kenntnis nehmen kann, ohne dass einem dabei speiübel wird. Verteidiger des Christentums und seiner Kirchen werden vielleicht Dr. Deschner vorwerfen, dass er die Dinge ganz einseitig aufzeige, nur von den Untaten berichte, die sich gewiss nicht leug-

nen liessen, aber kein Wort verliere über die guten Werke der Kirche und des Christentums. Nun, die Bettelsuppen, die an den Klosterpforten verteilt wurden, alle leibliche und seelische Hilfe, die gewissenhafte, gute Seelsorger Bedürftigen gewährt haben, wiegt die Berge von Millionen und Abermillionen von Leichen nicht auf und auch nicht all das Menschenglück, das durch Kriege zerstört wurde, durch Kriege, welche die christlichen Kirchen angezettelt, gefördert oder geduldet haben. Die Bilanz ist eindeutig negativ. Und das ist um so befremdlicher und erschreckender als die, von der Christen als Grundlage ihrer Religion anerkannten Fundamentalschriften Liebe, Nächstenliebe, ja sogar Feindesliebe predigen. Wie konnte diese Lehre, als sie sich in einer durchorganisierten Kirche

institutionalisiert hatte, in einen solchen grauenerregenden Blutsumpf führen, wie ihn das von Deschner herausgegebene Werk unwiderleglich konstatiert. Auch andere Religionsgemeinschaften haben sich durch das Bündnis mit dem Staat, mit weltlichen Machthabern korrumpieren lassen, haben die Reinheit ihrer Lehre verloren. Vielleicht ist dies das Schicksal jeder Idee, wenn sie in die Sphäre der Macht eintritt. Aber wir wissen um keine Religion, die mit ihrer starren Intoleranz so viele Menschenopfer gefordert hat wie das Christentum. Das bleibt als Fazit von Deschners Buch. Er überschreibt mit bitterer Ironie sein anklagendes Vorwort «Weide meine Lämmer!», und er beweist, dass die christlichen Kirchen sie weniger geweidet als zur Schlachtbank geführt haben!

Walter Gysling

In Sachen Kirchenbau

kommen einige religiöse Kreise erfreulicherweise zur Einsicht, dass der ständigen Errichtung von Kultstätten einmal Einhalt geboten werden muss. Unter der Rubrik «Fragen an den reformierten Pfarrer» schrieb ein Leser an die Zürcher Tageszeitung «Die Tat» vom 21. Februar 1971: «Sollten sich Kirchgemeinden nicht vermehrt überlegen, welchen Zwecken ihre Kirchen in der Zukunft zu dienen haben? Es könnte sonst mehr und mehr der Fall eintreten, dass die mit Bundesmitteln ‚heimatgeschützten und denkmalgepflegten‘ Bauten wohl als sichtbarer ‚Schmuck der Gemeinde‘ ihren Wert bekämen, den neuen Formen christlichen Begegnens aber nicht gerecht zu werden vermögen.»

In seiner Antwort gab der kirchliche Sachbearbeiter der genannten Zeitung, cm, zu, dass tatsächlich viele alte Kirchen in den Städten am falschen Ort ständen: «Im Zentrum, den mittelalterlichen Wohngebieten, gibt es Kirchengebäude, aber keine Gemeinden. Ausgerechnet diese ehrwürdigen Gebäude sind aber von grossem kunstgeschichtlichem Wert. Sie dienen den Zwecken des herkömmlichen Gottesdienstes, zu denen sich Menschen aus allen Teilen der Stadt zusammenfinden. Konkret sind das in Zürich etwa die Kirchen St. Peter, Grossmünster, Fraumünster, Wasserkirche. Aehnliches könnte man von manchem Dorfe sagen: Die Leute wohnen nicht mehr dort, wo die Kirche steht.» Die heutigen Gottes-

dienstformen seien für die Zukunft nicht verheissungsvoll, denn der Besuch der Predigtgottesdienste habe eine abnehmende Tendenz und werde wohl bald einen minimalen Grössenwert erreichen, der sich kaum mehr ändern werde. Vermutlich könnten bald einmal für die ganze Stadt Zürich raummässig einige wenige Kirchen für die Gottesdienste am Sonntagmorgen genügen. Die Frage bleibe offen, was man mit den anderen Kirchen tun, was dort geschehen soll, wo keine Kirchen stehen. Wohl könne man gewiss Entwicklungstendenzen in den Kirchen ahnen, aber als Grundlage für Bauprogramme seien solche Ahnungen schlicht zu vage. «Was soll ein Architekt, wenn er weiss, dass eine Kirchgemeinde keinen ausgesprochenen Sakralraum braucht, aber auch kein Restaurant, keine Turnhalle? Soll man überhaupt bauen? Meines Erachtens: Nein. Es wäre schon viel erreicht, wenn sich die Kirchen für die nächsten fünf bis zehn Jahre einen generellen Baustopp auferlegen, mit behelfsmässigen Räumen für ihre Zusammenkünfte sich begnügen und erst nach einer gewissen Experimentierphase sich überlegen, ob und wie sie bauen wollen.» Wir Freidenker dürfen diese Ansicht gewiss teilen; könnten doch die dadurch frei gewordenen Arbeitskräfte für den so dringenden Wohnungsbau eingesetzt werden. Ob die Amtskollegen von cm diese Forderung unterstützen, bleibt allerdings dahingestellt.

Interessant sind auch die Vorschläge dieses Geistlichen betreffend schon bestehender alter Kirchengebäude: «Kunsthistorisch wertvolle Kirchen sollten als Bauten von öffentlichem Interesse Mithilfe von Subventionen erhalten und der Kirche für herkömmliche Gottesdienste, aber auch ändern für nicht-kirchliche Zwecke, beispielsweise Konzerte und Vorträge, zur Verfügung gestellt werden.» Wir können mit gutem Gewissen auch diese Forderung unterstützen. Obwohl wir die kirchliche Heilsbotschaft kategorisch ablehnen, so sind wir nichtsdestoweniger an der Erhaltung kultureller Zeugen aus unserer Vergangenheit interessiert; dies um so mehr als in der Schweiz in den letzten paar Jahren viele alte, wertvolle Bauten dem Mammon der Hochkonjunktur geopfert worden sind. Die Aufführungen klassischer Konzerte mit weltbekanntesten Solisten wie Yehudi Menuhin in der alten Kirche von Boswil (Kt. Aargau) haben internationalen Rang erhalten. Für intellektuell anspruchsvolle Vorträge eignet sich ein Kirchenraum bestimmt besser als der alte, verbrauchte Saal eines Gasthofes, wo der Zuhörer ständig durch Gläsergeklirr und Geschirrgeklapper gestört wird.

cm sieht ein, dass dies Maximalanforderungen sind, und schreibt: «Realistischer wäre: Kirchtürme werden nicht mehr gebaut, Gottesdiensträume nicht nur für kultische Zwecke; Warten lohnt sich. Alte Kirchen werden nur auf Empfehlung der Denkmalpflege renoviert.» Für uns sind noch folgende Feststellungen des reformierten Hauspfarrers der «Tat» aufschlussreich: «Interessanterweise begegnet man auch bei Gesprächen um kirchliche Baufragen dem alten Phänomen, dass sich die Extreme berühren: Die Nichtchristen und die engagierten Christen sind sich ziemlich einig, dass die heutige Bau-Wut der Kirchen eigentlich unnötig und ein Geldverschleiss sei. Der Ruf nach neuen Kirchen und Renovationen alter Kirchen kommt erfahrungsgemäss aus den Kreisen der grossen Masse kirchlicher Mitläufer. Diese verlangt nach gewissen Dienstleistungen der Kirche und ist auch bereit, Gelder für entsprechende Bauten freizumachen.» Dies beweist einmal mehr, dass es die «grosse, schweigende Mehrheit» ist, die sich durch Denkfaulheit auszeichnet und dadurch, gleich einer Schafherde, den Parolen eines Verführers folgt und so sich und die übrigen in eine ausweglose Lage bringt.

Auch in der welschen Schweiz beginnen Geistliche ihre Stimme gegen den kirchlichen Bau-Boom zu erheben. So schrieb Pastor Jean Sauter im reformierten Wochenblatt «La Vie Protestante» vom 26. Februar 1971: «Gewiss ist es gerechtfertigt, dass ein Teil des kirchlichen Einkommens für Bauzwecke aufgewendet wird. Eine im Jahre 1967 durchgeführte Untersuchung hat ergeben, dass im Kanton Waadt 20,8% des Kircheneinkommens verbaut werden. Darin sind die manchmal beträchtlichen Subventionen der Gemeinden und des Kantons nicht inbegriffen. Meiner Ansicht nach ist dieser Hundertsatz zu hoch.» Im Kanton Waadt existiert bekanntlich keine Kirchensteuer; die Kultusaufgaben werden von der allge-

meinen Steuerkasse beglichen, d. h. jedermann, vom Atheisten bis zum fanatischen Sektierer, vom Fetischanbeter bis zum orthodoxen Juden, muss dort den Beutel für das Seelenheil anderer zücken. Kein Wunder, dass somit die Kirchenbausucht eigenartige Blüten treibt und sich Pastor Sauter fragen muss: «Ist es richtig, dass ein Dorf von 200 Einwohnern eine Kapelle baut, welche nur wenig benützt wird und ungefähr Fr. 200 000.— kostet?» «Schaffe, schaffe, Häusle baue . . .» oder «Geh'n wir mit der Konjunktur . . .» könnte das Leitmotiv der waadtländischen Staatskirche heissen.

Gegen solche Auswüchse gibt es nur ein Mittel: Strikte Trennung von Kirche und Staat!
Max P. Morf

Atahualpas Tragödie

Die Konquista ist zweifellos eines der betrüblichsten Kapitel in der spanischen Geschichte. Sie zeichnete sich nicht nur durch eine ungewöhnliche Grausamkeit, sondern ebenso sehr durch grenzenlose Dummheit aus, indem sie aus religiösem Fanatismus die Literatur der Maya- und Inkakulturen als «heidnisch» abtat und vernichtete. Ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft!

In diesem Artikel aber wollen wir uns der Tragödie Atahualpas, des letzten Inkakaisers, zuwenden.

Am 21. September 1532 verliess Francisco Pizarro mit einer lächerlich kleinen Truppe, die nicht einmal 200 Mann betrug, San Miguel, um bei Cajamarca den Inka Atahualpa zu treffen, der eben vor kurzem seinen Stiefbruder Huascar besiegt hatte und dort mit einem Heere von etwa 50 000 Mann lagerte. Es war ein unerhört waghalsiges Abenteuer, in das sich da Pizarro eingelassen hatte, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, wenn er die Eroberung Perus durchführen wollte.

Nach einigen Wochen gelangten sie in ziemliche Nähe des Inka, wie aus verschiedenen Anzeichen hervorging. Und da meldete sich auch schon ein Gesandter Atahualpas, der Pizarro die Grüsse des Inka, des Herrschers von Tavantinsuyu und Sohnes der Sonne, überbrachte und ihm mitteilte, dass ihn Atahualpa in seinem Feldlager bei Cajamarca als Gast erwarte.

Pizarro nahm die Einladung im Namen des Kaisers Caroli Quinti dankend an. Nach einem beschwerlichen Marsch

über die Kordilleren, bei dem Pizarro einen grossen Teil seiner ohnehin kleinen Truppe einbüsste, langte er endlich am 15. November in Cajamarca ein, das völlig leer von Einwohnern war. Es herrschte eine äusserst gedrückte Stimmung unter den Spaniern, die von dieser Stadt Besitz genommen hatten, aber Pizarro hatte skrupellos den abscheulichen Plan ausgeheckt, sich über das Gastrecht hinwegzusetzen und Atahualpa, der seinen Besuch für den morgigen Tag angekündigt hatte, inmitten seiner Leute gefangenzunehmen. Damit sollte die Eroberung Perus abgeschlossen werden.

Am Morgen des 16. Novembers 1532 stand Francisco Pizarro erwartungsvoll auf dem dreieckigen Hauptplatz von Cajamarca, während seine Dominikaner noch in aller Eile für seine Hídalgos und Caballeros eine Messe zelebrierten, diesen frommen Schuften, die sich tatsächlich als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung vorkamen.

Endlich erschien Atahualpa in seiner goldenen Sänfte. Er war in prunkvolle Gewänder gekleidet, während er mit unbeweglichem Gesicht ruhig vor sich hin blickte.

«Wo befinden sich die Fremden?» fragte er verwundert.

Da näherte sich raschen Schrittes ein Dominikanermönch, Vicente de Valverde, der später Bischof von Cuzco werden sollte. Hochaufgerichtet und drohend blieb der Mönch vor dem Inka stehen und sagte: «Ich grüsse dich im Namen des Adelantados Francisco Pizarro, des Statthalters von Peru, und